



Vielleicht sei er längst ein Toter unter vielen Toten, sagt Atef Abu Saif.

«In Gaza stirbst du nicht aus Versehen. Du überlebst aus Versehen»

Israels Soldaten wollten ihn töten, ebenso die Kämpfer der Hamas. Zwei Monate lang dokumentierte er den Krieg, jetzt erscheint sein Tagebuch. Unterwegs mit dem palästinensischen Schriftsteller und ehemaligen Kulturminister Atef Abu Saif.

Von [Carlos Hanimann](#) (Text) und Flavio Leone (Bilder), 15.03.2025

Lange Zeit war die grösste Büchersammlung, die er kannte, die seines Vaters: Der besass zwanzig, vielleicht vierzig Bücher. Deshalb konnte sich Atef Abu Saif als Kind nicht vorstellen, dass es Bibliotheken gab, in denen ganze Räume mit Büchern gefüllt waren. Als er später auf die Universität ging, suchte er als Erstes die Bibliothek auf. Verwundert sah er dort auf die vielen Regale voller Bücher, auf die Wand voller Bücher, auf die Tische voller Bücher. Atef Abu Saif fand den Anblick so schön, dass er die erste Nacht an der Universität in der Bibliothek schlief.

Von nun an sammelte Abu Saif sein ganzes Leben lang Bücher. An die fünftausend besass er zuletzt in seinem Zuhause in einer unbenannten Gasse im Al-Saftawi-Viertel von Jabaliya, ein paar Kilometer nördlich von Gaza-Stadt. Er träumte davon, hier eine öffentliche Bibliothek zu eröffnen, in diesem zur Stadt gewachsenen Flüchtlingslager, wo er geboren worden war und wo er fast die ganzen 52 Jahre seines Lebens verbracht hatte. Er wünschte sich einen Ort, an dem sich die Leute treffen, umgeben von

Büchern Kaffee trinken und reden oder ein Buch aus einem Regal ziehen, es aufschlagen und in die Gedanken und die Welt eintauchen, die jemand anderes in einer anderen Zeit an einem anderen Ort niedergeschrieben hat.

«Aber das», sagt Atef Abu Saif, «ist heute natürlich alles begraben unter Schutt und Asche.»

Abu Saif war von 2019 bis 2024 Kulturminister der Palästinensischen Autonomiebehörde. Er war mal Sprecher und ist Mitglied der Fatah-Partei, die 2006 die palästinensischen Wahlen gegen die Hamas verlor. Er sass mehrmals in israelischen Gefängnissen und in den Kerkern der Hamas. Er wurde angeschossen von israelischen Soldaten und verprügelt von Hamas-Kämpfern. Im Frühling 2019 wäre er beinahe von der Hamas getötet worden: Sie überfielen Abu Saif in der Nähe seines Zuhauses und schlugen ihm mit einer Metallstange auf den Kopf. Sie brachen ihm Arm, Bein, Schädel. Die maskierten Männer zerschmetterten dem Schriftsteller auch die Finger der rechten Hand – eine klare Botschaft.

An einem verregneten Sonntagabend betritt Atef Abu Saif ein unscheinbares Quartierzentrum in Zürich. Der Raum ist hoch, die Wände aus Holz, am Eingang verkauft jemand Olivenöl aus Palästina. Nichts deutet darauf hin, dass hier gleich ein Staatsmann spricht.

Abu Saif trägt Jeans, ein markenloses Poloshirt und leichte Sneakers. So hat man sich einen Kulturminister nicht vorgestellt. Schon eher einen Schriftsteller. Er ist seit mehr als einem Jahr ein Mann auf Durchreise. Auf die Frage, wo er gerade lebe, antwortet er: «Ich weiss es nicht.» Er hat ein Haus in Ramallah und arbeitet bis Juni am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz. Aber eigentlich ist er ein Mann ohne Zuhause, ein Vater ohne seine Familie, ein Minister ohne Amt.

Und auch: ein Minister ohne Staat.

Abu Saif lehnt locker lächelnd an der Wand, als ein ehemaliger Schweizer Nationalrat ihn dem Publikum vorstellt und ihm dann das Mikrofon in die Hand drückt. Wer genau hinsieht, erkennt in Abu Saifs Gesicht die Narben, die der Krieg bei ihm hinterlassen hat. Nicht nur dieser Gazakrieg. Sondern auch die davor.

Das Publikum fühlt sich mit der Sache der Palästinenser verbunden. Die meisten tun das offensichtlich schon seit Jahrzehnten. Viele wollen hören, was Abu Saif, der

palästinensische Intellektuelle, denkt und zu sagen hat. Einige sind da, weil sie sagen wollen, was sie denken über Abu Saif, den palästinensischen Politiker.

Er muss viel über innerpalästinensische Konflikte reden, über Differenzen unter den politischen Fraktionen, über die Möglichkeiten der Politik unter israelischer Besatzung.

Man merkt, dass ihn diese Fragen ermüden. Dass er lieber über anderes spräche: die Literatur, seine Figuren, die Kraft des Schreibens.

Manchmal legt er an diesem Abend das Kinn in die Hand. Dann sieht er sehr matt aus.

Irgendwann hat er genug von allem. Aber weil er ein freundlicher Mensch ist, sagt er bloss: «Es ist sehr einfach, hier in Zürich zu sitzen und den Leuten in Jabaliya Ratschläge zu erteilen.»

Ein erschütternder Augenzeugenbericht

Atef Abu Saif schwamm ahnungslos im Mittelmeer, als am frühen Morgen des 7. Oktober 2023 bewaffnete Kämpfer der Hamas in einem terroristischen Angriff nach Israel eindrangen und dabei Hunderte Zivilistinnen töteten oder als Geiseln verschleppten.

Er amtierte damals als Kulturminister in Ramallah und war für geschäftliche Termine vom Westjordanland in den Gazastreifen gereist, mit dabei sein jüngster Sohn. Vom Strand aus sahen die beiden, wie israelische Kriegsschiffe nach Gaza schossen.

Zuerst dachte Abu Saif: Das ist nur ein Manöver. Dann: Das ist nur der normale Wahnsinn in Gaza, eine weitere Eskalation, in ein paar Stunden wieder vorbei.

Doch rasch wurde ihm klar, dass dieser Krieg anders war als alle anderen Kriege davor.

Er hatte «jeden Krieg in Gaza» erlebt, wie er sagt. Aber nun fürchtete er erstmals, dass dies sein letzter sein würde.

Er begann Tagebuch zu schreiben – auf dem Laptop, auf dem Handy, manchmal auch bloss mit einem Stift auf der Handfläche. Er notierte, was er sah, was er erlebte, was er überlebte. «Ich schrieb, weil ich sicher war, ich würde sterben», sagt Abu Saif.

«Aber ich wollte, dass die Leute wissen, dass ich gelebt habe. Was ich getan habe, um gegen den Tod zu kämpfen und ihm zu entfliehen. Ich wollte nicht bloss als Nummer enden: ‹Wieder fünfzig Personen tot in Jabaliya.›»



Auf die Frage, wo er gerade lebe, antwortet Atef Abu Saif:
«Ich weiss es nicht.»

Abu Saifs Aufzeichnungen der ersten zwei Kriegsmonate sind letztes Jahr als Buch veröffentlicht worden. Nach Übersetzungen in mehr als ein Dutzend Sprachen erscheint es in diesen Tagen nun auch auf Deutsch. Es trägt den Titel: «Schau nicht nach links. Tagebuch eines Völkermords».

Es ist ein auf jeder einzelnen Seite erschütterndes Buch – der Augenzeugenbericht eines Mannes, der ohnmächtig zusieht, wie sein Haus, seine Strasse, sein Quartier zerbombt und niedergewalzt werden; der seinen Vater vergeblich überzeugen will, in den Süden zu fliehen; der stundenlang Essen sucht für sich und seinen Sohn; der tagelang über Trümmer steigt auf der Suche nach lebenden Verwandten und Freunden oder wenigstens den Leichnamen der Schwägerin, der Schwiegereltern, Cousins und Neffen; der seiner Nichte im Spital verzweifelt zu erklären versucht, warum es gut sein soll, dass sie noch lebt, nachdem ihr beide Beine und ein Arm amputiert worden sind.

«Onkel, träume ich?», fragt sie ihn.

«Wir alle träumen», sagt Abu Saif.

«Aber mein Traum ist furchterregend. Warum, Onkel?»

«Alle unsere Träume sind furchterregend.»

«Lüg mich nicht an, Onkel. In meinem Traum habe ich keine Beine. Es stimmt, nicht wahr? Ich habe keine Beine.»

«Aber es ist doch bloss ein Traum, hast du gesagt.»

«Ich mag diesen Traum nicht, Onkel.»

Ratlos in Zürich

Atef Abu Saif verlässt die rote Standseilbahn, die ihn vom Bahnhof ins Universitätsquartier gebracht hat. Mit schweren Schritten geht er über die Terrasse mit Blick auf die Stadt. Er ist auf dem Weg zu einer Veranstaltung über Geopolitik.

Der Nahe Osten als Schachbrett, und die Menschen Spielfiguren. Es ist nicht Abu Saifs bevorzugte Art von Debatte. Aber er soll an der Veranstaltung eine befreundete Journalistin und einen Forscher treffen.

An einer Strassenecke warten ein paar junge Leute mit Kufija um die Schultern. Sie halten Transparente hoch gegen die Zusammenarbeit der ETH Zürich mit proisraelischen Lobbygruppen.

Sie protestieren gegen die Veranstaltung, die Abu Saif sucht. Wir fragen, wo der Anlass stattfindet.

Ein Mann zieht seine Kufija über die Nase und zeigt zum Eingang, nur ein paar Meter entfernt. Seine Kollegin drückt Abu Saif ein Flugblatt in die Hand. Dann bemerkt der Aktivist, was wir vorhaben.

Fassungslos sieht er uns an.

Wollt ihr etwa da reingehen?, fragt er.

Dann fällt er regelrecht über uns her. Er zählt die Karrierestationen des Hauptredners auf wie Anklagepunkte. Es fallen die Namen von Colin Powell, Condoleezza Rice und Mitt Romney. Die US-Botschaft in Israel erwähnt der Mann und AIPAC, eine rechts-konservative, proisraelische Lobbyorganisation in den USA.

Da stehen wir nun, ein ratloser Journalist und der ehemalige palästinensische Kulturminister, und werden von einem propalästinensischen Aktivist zurechtgewiesen.

Wir schweigen uns ein paar Sekunden an. Und dann sagt Atef Abu Saif: «*I don't want to go. Ich bin bloss seinetwegen hier.*» Er zeigt auf mich.

Ich lache. Es ist eigentlich umgekehrt. Aber bevor ich etwas entgegenen kann, sagt der Aktivist: «Ich kenne dich doch!»

Ich bezweifle es. Doch der junge Mann ist sich sicher, dass er ein kleines Foto von mir neben einem Artikel gesehen habe.

Dann wendet er sich plötzlich ungläubig an Abu Saif. «*You said you don't want to go?*»

Er ist offensichtlich überrascht von seiner eigenen Überzeugungskraft. Später erzählt er einem Kollegen stolz: «Die wollten rein, aber wir haben sie davon abgehalten.»

Die befreundete Journalistin stösst zu uns. Sie hat Neuigkeiten von drinnen, wo der Forscher auf uns wartet. Sie zeigt mir ihren Handybildschirm.

«Handgemenge!», schreibt der Forscher aus dem Inneren des Gebäudes. Offenbar hat eine andere Gruppe Demonstrantinnen versucht, die Veranstaltung zu stören. Die Polizei ist da. Niemand darf das Gebäude betreten.

«*It just got a little physical inside*», sagt jetzt auch ein Aktivist, dem offenbar die gleiche Information von drinnen zugetragen wurde.

«Wisst ihr, ich komme aus Gaza», sagt Abu Saif zu den Aktivistinnen, die ihm noch mehr Flugblätter in die Hand drücken. «Ich war da während des Krieges.»

«Als Arzt?», fragt ein Aktivist.

«Nein, ich lebe dort. Ich bin dort geboren», sagt Abu Saif.

Der Aktivist glaubt es kaum.

Und weil Abu Saif ihm das ansieht, zieht er sein Handy aus der Tasche, tippt seinen Namen in die Suchmaschine und hält ihm den Bildschirm vors Gesicht.

Der Aktivist ist beeindruckt. «Sie haben ein Buch über Gaza geschrieben?»

Gefangen in der Vergangenheit

Atef Abu Saif ist ein sehr politischer Mensch. Aber er ist auch Schriftsteller, Chronist, Zeuge. Und er ist – vor allem – ein Überlebender.

Auf die Frage, was für ihn wichtiger sei, die Politik oder das Schreiben, antwortet Abu Saif mit einer Anekdote.

Er sei zehn Jahre alt gewesen, als er zum ersten Mal in ein israelisches Gefängnis gesperrt worden sei. Als ihn der Soldat abführte, habe die Mutter zum Soldaten gesagt, ihr Sohn sei noch ein Kind, er habe keine Ahnung von Politik. Der Soldat habe bloss den Kopf geschüttelt: «In Gaza versteht sogar ein Esel etwas von Politik.»

In Gaza könne sich niemand aussuchen, nicht politisch zu sein. «Aber für das Schreiben», sagt Abu Saif, «dafür habe ich mich selbst entschieden.»

Als Kind lebte er in der Nähe eines Brunnens, wo alle Menschen aus der Gegend vorbeikamen. Aufmerksam lauschte der Junge den Geschichten der Alten, die von ihrem früheren Leben erzählten in Ashkelon oder Jaffa, den Dörfern und Städten, aus denen sie 1948 vertrieben worden waren und die heute zu Israel gehören.

«Meine Nachbarn waren besessen von der Vergangenheit. Arm und traurig erzählten sie von ihrer reichen Vergangenheit und beklagten die elende Gegenwart. Ich sass bei ihnen und hörte zu, wie sie durch die Zeit reisten.»

Abu Saif hörte die Geschichten auch zu Hause. Seine Grossmutter stammte aus Jaffa, das heute zu Tel Aviv zählt, wo sie Seite an Seite mit Jüdinnen lebten. Abu Saif erinnert sich, wie auch seine Mutter ihm jeweils auf Hebräisch «*raga, raga!*» zurief, «warte, warte!».

Die Grossmutter beklagte ein Leben lang, dass das Meer in Gaza einfach nicht das Gleiche sei wie in Jaffa. «Aber es ist dasselbe», sagt Abu Saif lachend.

«Wäre ich dreissig Jahre früher zur Welt gekommen, wäre ich in Jaffa geboren», sagt Abu Saif. «Ich war da, ich habe das Haus meiner Grossmutter gesehen.»

Stattdessen: Flüchtlingslager Jabaliya.

Sein Vater lebte zuerst in einem Zelt, dann baute er mit Ziegeln einen Raum dazu. Später kam ein Dach. Dann das erste Kind. Ein neuer Raum. Das nächste Kind. Und so weiter. «Aus einem Zelt wurde ein Haus, so geht das in Gaza. Die Dinge sind nicht für die Ewigkeit, aber sie bleiben ewig.»

Das Flüchtlingslager war ein Ort, wo die Menschen in der Vergangenheit gefangen waren. Aber Abu Saif sagt auch: «Es war wie eine magische Kiste voller Geschichten.»

Abu Saif schrieb sie alle auf.

Mit sechzehn veröffentlichte er seine erste Erzählung in einer Zeitung. Seither sind unzählige hinzugekommen. «Ich wurde Schriftsteller, weil ich die Geschichten dieser Menschen erzählen wollte und weil ich zeigen wollte, wie sie darunter litten, ihre Geschichten zu erzählen.»

Abu Saif studierte englische Literatur in Birzeit im Westjordanland, Politikwissenschaften im britischen Bradford. Er doktorierte in Florenz und dozierte in Gaza-Stadt. Er hat mehrere Romane veröffentlicht, Theaterstücke und Sammlungen mit Kurzgeschichten. Seine Werke sind preisgekrönt und vielfach übersetzt. Als Gastautor schreibt er immer wieder in der «New York Times», im «Guardian» oder im «Spiegel».

Zuletzt erschien auf Deutsch sein Roman «Leben in der Schweben». Er stammt von 2014 und handelt vom Protagonisten Na'im Wardani, der eine kleine Druckerei besitzt, wo er auch Plakate von sogenannten Märtyrern druckt. Eines Tages wird Wardani von einem israelischen Scharfschützen erschossen, als er die Druckerei frühmorgens betreten will.

Damit beginnen die grossen Fragen des Romans: Wer ist ein Held und wer nicht? Und warum?

Soll Wardani, der bloss seinen Laden öffnet, ein Plakat als Märtyrer erhalten? Ist jeder, der in Gaza stirbt, automatisch ein Held?

«Im Krieg geboren und im Krieg gestorben.»

Mit diesem Satz eröffnet Abu Saif die Geschichte von Naïm Wardani. Der Satz ist wahr für sehr viele Palästinenser.



Atef Abu Saif notierte, was er sah, was er erlebte, was er überlebte.

Abu Saif sitzt an einem Abend Ende Februar in einer vollen Buchhandlung in Zürich, er redet zum Saal, aber er spricht, wie bei allen Lesungen, zuerst und direkt zu den wenigen Palästinenserinnen im Publikum, ganz so, als wären sie alte Freunde: «Wir nennen alle Märtyrer, nicht wahr?»

Warum?, fragt er und gibt die Antwort gleich selbst.

«Indem du jemanden einen Helden nennst, ist er nicht länger nur Opfer. Du gibst einem sinnlosen Tod einen Sinn.»

Abu Saif sagt: «Aber ich will kein Held sein. Ich will normal sein.» Es klingt wie: Ich will am Leben sein.

Das Tagebuch als Überlebensbeweis

Das Telefon klingelt. Abu Saifs Ehefrau. Sie lebt derzeit in Ramallah im Westjordanland mit den Kindern, vier Söhne, eine Tochter. Abu Saif hofft, im Juni hinfahren zu können. Wenn es ihm Israel erlaubt.

Es gibt Probleme mit einer Geldüberweisung. Abu Saif telefoniert. Mit der Bank. Mit der Frau. Wieder mit der Bank. Mit jemandem, der ihm helfen soll, die Dinge zu regeln.

So geht es die ganze Zeit. Immer gibt es etwas zu regeln, etwas zu lösen, und zwischendurch erzählt Abu Saif wieder vom Krieg, so unberührt, als wäre das bloss ein weiterer Punkt auf seinem dichten Terminplan zwischen Lesungen, Interviews und Meetings mit Verlagen, Politikerinnen und Forschern.

Während der ersten Intifada wurde Atef Abu Saif von einem israelischen Soldaten angeschossen. Als er ins Al-Ahli-Spital in Gaza-Stadt gebracht wurde, dachten die Ärzte, er sei schon tot.

Man liess ein Grab für ihn ausheben, noch während die Ärzte ihn operierten, sagt Abu Saif. Die Ärzte konnten die Patronen aus seinem Körper holen. Er überlebte. Bis heute stecken Splitter in seiner Leber. Als seine Mutter ihn nach vier Wochen zum ersten Mal sah, küsste sie ihn auf die Stirn und sagte: Du bist neu geboren.

Atef Abu Saif hätte in seinem Leben viele Male sterben können. Sterben sollen.

Er sagt: «In Gaza stirbst du nicht aus Versehen. Du überlebst aus Versehen.»

Das Telefon klingelt. Die Frau. Abu Saif sagt: «Sie hat niemanden mehr zum Reden. Die Schwester ist tot. Der Schwager ist tot. Die Eltern sind tot. Die ganze Familie. Darum ruft sie ständig an.»

Manchmal war sich Abu Saif selbst nicht sicher, ob er noch lebte. Vielleicht, sagte er sich, war er längst ein Toter unter vielen anderen Toten.

Er schrieb Tagebuch, um sich selbst zu beweisen, dass er noch lebte. Manchmal verliess er sein Zelt, ging ein paar Schritte im Sand, an einen Ort, wo ihn niemand hören konnte. Er zog sein Handy aus der Tasche und las laut vor, was er erlebt, was er gesehen, was er aufgeschrieben hatte.

«Wenn ich die Texte las, wurde mir bewusst, dass das alles tatsächlich geschehen war. Die Person, die das aufgeschrieben hatte, musste gelebt haben, um das aufzuschreiben. Das bedeutete, dass ich lebte, als ich das geschrieben hatte. So versicherte ich mir, dass ich nicht tot war.»

Tag 10 im Krieg: Eine Verwandte aus der Westbank ruft an. Ob es stimme, dass das Haus seines Cousins getroffen worden sei. Abu Saif geht hin und muss feststellen, dass fast die ganze Familie seiner Frau tot ist. Nur zwei Nichten haben überlebt.

Tag 19: «Du findest hier ein Bein, dort eine Hand, während der Rest des Körpers aussieht wie Hackfleisch», notiert Abu Saif. «Ich habe von einem neuen Trend gehört, der makaber tönt, aber absolut Sinn ergibt: Palästinenser in Gaza schreiben mit wasserfesten Stiften ihre Namen auf Hände und Beine, sodass ihre Überreste identifiziert werden können, nachdem sie in Fetzen gerissen wurden.»

Tag 30: Abu Saif wird bei einer Explosion verletzt. Er flieht, bis ihm schwindlig wird und er fast stürzt. Er blutet am linken Bein. Die Wunde ist nicht gross, vielleicht sechs Zentimeter. Er stand dem Tod schon näher. Und doch ist er sich jetzt sicher, dass er diesen Krieg nicht überleben wird. Ins Spital will er nicht, er bindet sich stattdessen einen Stofffetzen um das Bein. Er schreibt: «Jeder, der im Krankenhaus ankommt, steht an der Schwelle zum Tod, hat Gliedmassen oder Körperteile verloren. Ich schämte mich, wegen meiner Verletzung dorthin zu gehen.»

Tag 45: Bilal Jadallah stirbt, getötet bei einem israelischen Luftangriff. Jadallah war ein enger Freund von Abu Saif. Er hatte das Pressehaus gegründet, das für Journalistinnen aus aller Welt als Anlaufstelle diente. Jadallah war ein international vernetzter und anerkannter Journalist. Abu Saif schreibt ins Tagebuch: «Wie kann der Tod es wagen, sich so einen Menschen zu nehmen! Es scheint, als fielen meine Freunde wie Fliegen.»

Nach 84 Tagen hört Atef Abu Saif, dass er und sein Sohn den Gazastreifen über den Grenzübergang Rafah verlassen dürfen.

Er schreibt in den Tagen danach: «Ich habe überlebt – nicht wegen einer Heldentat. Sondern aus Glück. Purer Zufall. Mit dem Überleben kommt eine Pflicht: die Geschichte zu erzählen.»

Manchmal beneidet Abu Saif die Figuren seiner Romane. «Sie können froh sein, dass sie nicht aus den Büchern rauskönnen», sagt er. «Würden sie die Bücher verlassen, sähen sie, dass die Strassen, in denen sie lebten, und die Cafés, in denen sie sich trafen, alle zerstört sind.»

Irgendwann will er trotzdem zurück nach Gaza. Auch wenn dort kein Haus mehr steht, das er sein eigen nennt. «Heimat ist kein Ort», sagt Abu Saif. «Heimat ist eine Erinnerung.»

Das Telefon klingelt. Einer der Söhne in Ramallah. Er will nach Amman reisen. Aber die jordanischen Grenzwächter lassen ihn nicht einreisen. Und die israelischen

Soldaten drohen, ihn nach Gaza zu verfrachten. Abu Saif legt auf. Er kaut Fingernägel. Dann telefoniert er wieder. Löst das nächste Problem.

Was bleibt von Gaza?

«Nur die Beschreibungen von mir und anderen Autoren.» In diesem Krieg hätten alle verloren, sagt Abu Saif. Israel, die Hamas. Aber vor allem die Zivilbevölkerung von Gaza. «Wir zahlen den Preis.»

Natürlich sähen das nicht alle so. Israel erklärt sich zum Sieger. Die Hamas auch.

Atef Abu Saif sagt, die Bevölkerung von Gaza interessiere nicht, wer gewonnen habe. Sie wollten nur, dass dies der letzte Krieg war.

«Weisst du», sagt Abu Saif, «in Gaza erzählen sich die Leute einen Witz. Sie sagen: Okay, wir haben gewonnen, diesen Krieg und alle anderen Kriege vorher auch. Aber wenn Gewinnen so aussieht, dann wollen wir das nicht mehr. Genug gewonnen. Versuchen wir es mit etwas Neuem. Versuchen wir es mal mit Verlieren.»

Zu den Büchern

Atef Abu Saif: «Schau nicht nach links. Tagebuch eines Völkermords». Edition 8, Zürich 2025. 384 Seiten, ca. 30 Franken.

Atef Abu Saif: «Leben in der Schweben». Sujet-Verlag, Bremen 2024. 456 Seiten, ca. 27 Franken.